

Vom Königswalder Friedensseminar

Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. So hätte man kalauern können, als das diesjährige Mai-Friedensseminar noch vor der offiziellen Eröffnung und Begrüßung um 14.00 Uhr durch die ebenso lautstarke wie wutentbrannte Abreise des eigentlich vorgesehenen Referenten eine ganz neue, so noch nie da gewesene Note erhielt.

Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt – dieses Bonmot lässt sich auch als vorläufiges Fazit des Tagungsthemas „Afghanistan“ nehmen, dass nun anstelle von einem von drei Referenten in unterschiedlichen Facetten und aufgrund verschiedener Erfahrungen beleuchtet wurde: von Frau Musea Habibi aus Afghanistan, vom Militärseelsorger Wilfried Fritsch mit zwei Afghanistaneinsätzen und von Andreas Weigel, der als ehemaliges Mitglied des Verteidigungs- und Entwicklungshilfeausschusses des Bundestages 9 Mal in Afghanistan war. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 standen die USA unter ungeheurem Handlungsdruck und Erfolgswang. Schnell waren die Urheber des Terrors neuer Dimension um Osama bin Laden in Afghanistan lokalisiert und eine „Allianz der Gutwilligen“ trat an, den Terrorherd zu befrieden.

Der personelle und logistische Aufwand dafür war gewaltig, der finanzielle gigantisch. Aber nicht erst seit dem Jahrestag der Intervention im letzten Jahr sind die inzwischen aufgetretenen Kalamitäten offensichtlich: Das Land, traditionell partikular strukturiert und (allein schon aufgrund der geografischen Gegebenheiten) militärisch nicht beherrschbar, erweist sich in jeder Hinsicht als Fass ohne Boden.

Längst wird nach einem Ausweg aus der verfahrenen Lage gesucht; Parallelen zum Vietnamkrieg drängen sich immer offenkundiger auf. Nun wollen die Mächte der sogenannten 1. Welt bis 2014 den Rückzug antreten und die exekutive Gewalt halbwegs geordnet in einheimische Hände übergeben. Einziges Problem: eine solche einheimische Zentralmacht gibt es nicht. Hamid Karsai bleibt eine korrupte Witzfigur ohne reale Machtbasis. Wieder fühlt man sich an die letzten südvietnamesischen Machthaber wie Thieu erinnert. Auch Karsai wird nicht anders enden.

Zur fehlenden Machtbasis: Afghanische Polizisten auszubilden bleibt ein mühseliges Unterfangen. Die Rekruten sind nicht nur überwiegend Analphabeten (und deshalb schwer zu instruieren), sondern ohne Uniform und im Auftreten kaum von regionalen Stammeskriegern zu unterscheiden. Nach zwei oder drei Jahren Dienst gehen sie einfach heim. Die Grünen fanden 1979/80 das Rotationsprinzip witzig; hier verhindert es den Aufbau eines staatlichen Gewaltmonopols als zuverlässige und berechenbare Größe.

Afghanische Frauen berichten sehr drastisch, was in ihrer Heimat geschehen würde, kämen die Taliban zurück. Sie erzählten von Gräueltaten der „Gotteskrieger“, die in ihrem unmittelbaren Familien- und Freundeskreis begangen wurden. Da wird von

Frauen berichtet, die in einer Art und Weise massakriert wurden, wie man es nur vom Pol-Pot Regime in Kampuchea gehört hatte. Düstere Aussichten also.

Aufgehellt wurde die Stimmung durch das frischfröhliche abendliche Konzert junger Rockmusiker aus dem Ort, die die permanente Störanfälligkeit einiger überalterter Instrumente durch ihre ansteckende Freude an ihrer Musik kompensierten.

Das Fazit fällt überaus verhalten aus: Was bleibt, wenn die Länder der westlichen Welt ihr Selbstverständnis vom universellen Geltungsanspruch der Menschheit in ein zentralasiatisches Entwicklungsland zu transformieren suchen? Es bleibt spannend. Und es bleibt festzuhalten: Nicht nur aller Anfang ist schwer, mitunter gerät das Aufhören noch beschwerlicher.

Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.

Dr. Matthias Kluge, Crimmitschau